

HANSER

Primo Levi

Anderer Leute Berufe

Glossen und Miniaturen

Übersetzt aus dem Italienischen von Barbara Kleiner

ISBN-10: 3-446-20477-6

ISBN-13: 978-3-446-20477-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20477-5>
sowie im Buchhandel

Ein Tier erfinden Aus dem Nichts ein Tier zu erfinden, das existieren könnte (ich meine physiologisch existieren, das also wachsen, sich ernähren und fortpflanzen sowie seiner Umwelt und irgendwelchen Angreifern Widerstand leisten könnte), ist eine fast unlösbare Aufgabe. Ein solcher Entwurf übersteigt bei weitem unsere rationalen Fähigkeiten und auch die unserer besten Computer: unser Wissen über die Funktionsweise der schon bestehenden Lebewesen ist noch zu gering, als daß wir es wagen könnten, neue zu erschaffen, und sei es auch nur auf dem Papier. Mit anderen Worten, die Evolution hat sich immer noch als bedeutend klüger erwiesen als ihre besten Theoretiker. Mit jedem Jahr, das vergeht, bestätigt sich, daß die Mechanismen des Lebens keine Ausnahmen von den Gesetzen der Chemie und der Physik darstellen, gleichzeitig aber wächst der Abstand, der uns von einem letzten Verständnis der vitalen Erscheinungen trennt. Nicht, daß nicht manches Problem gelöst und auf manche Frage eine Antwort gefunden würde, aber jedes gelöste wirft Dutzende neuer Probleme auf, und dieser Prozeß scheint kein Ende zu nehmen. Die Erfahrung von dreitausend Jahren erzählender Literatur, Malerei und Bildhauerei lehrt uns allerdings auch, daß selbst die launige Erfindung eines Tiers aus dem Nichts, ganz gleich, ob es lebensfähig wäre oder nicht, wenn seine Gestalt nur irgendwie unser Vorstellungsvermögen reizt, keine leichte Aufgabe ist. Sämtliche Tiere, die in der Mythologie aller Länder und aller Zeiten auftauchen, sind Potpourris, rhapsodische Kompositionen aus Zügen und Gliedmaßen schon bekannter Tiere. Das berühmteste und am buntschekkeligsten zusammengesetzte war die Chimäre, ein Hybrid aus Ziege, Schlange und Löwe; sie war derart unmöglich, daß ihr Name heute gleichbedeutend ist mit »leerer Wahn«; mit demselben Namen bezeichnen Biologen aber auch jene Monstren, die sie mit Hilfe von Organverpflanzungen zwischen verschiedenen Tieren in ihren Labors erschaffen oder gerne erschaffen würden. Die Zentauren sind faszinierende Geschöpfe, Träger vielfältiger und archaischer Symbole; ihre physische Unmöglichkeit war allerdings schon Lukrez aufgefallen, der das durch ein merkwürdiges Argument zu beweisen suchte: mit drei Jahren ist ein Pferd vollkommen ausgewachsen, während der Mensch noch ein Kleinkind ist und »im Schlaf noch oft nach der Mutterbrust suchen wird«, der er gerade entwöhnt ist; wie aber könnten zwei Naturen, die nicht florescunt pariter und im

übrigen auch ganz verschiedene Liebesneigungen hegen, in einem Leib zusammenleben? In jüngerer Zeit hat P. J. Farmer in einem schönen Science-fiction-Roman auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die die klassischen Zentauren bei der Atmung gehabt haben müssen, und das Problem gelöst, indem er ihnen ein zusätzliches Organ beigab, das »wie ein Blasebalg durch eine schlundähnliche Öffnung Luft ansaugte«; andere haben das Ernährungsproblem hervorgehoben und betont, daß der menschliche Mund viel zu klein wäre, um die zur Ernährung des Pferdeleibs erforderlichen Futtermengen aufzunehmen. Man könnte also sagen, daß die menschliche Phantasie, selbst wenn sie nicht mit den Problemen von Glaubwürdigkeit und biologischer Stabilität konfrontiert ist, zögert, neue Wege zu beschreiten, sie zieht es vor, schon bekannte Bauelemente neu zu kombinieren. Betrachtet man Borges' wunderbares Handbuch der phantastischen Zoologie, so wird es schwerfallen, ein einziges Tier von wirklich originellem Körperbau zu finden: nicht eines, das auch nur von ferne an die unglaublich innovativen Lösungen heranreichte, wie man sie zum Beispiel bei bestimmten Parasiten wie der Zecke, dem Floh oder dem Hülsenwurm verwirklicht findet. In der sechsten Klasse einer Schule unweit von Turin hat man den Versuch gemacht, die Kinder ein erfundenes Tier beschreiben zu lassen, und das Ergebnis bestätigt die erwähnten Schranken der Phantasie. Größtenteils wurden ihrem Wesen nach mythologische, das heißt zusammengesetzte Tiere beschrieben; Konglomerate aus verschiedenen Gliedmaßen wie Pegasus und Minotaurus, oder die Kinder traten die Flucht ins Kolossale und in die große Zahl an, wobei Gebilde herauskamen, die an Hiobs Leviathan erinnern oder an die menschlichen und tierischen Riesen bei Rabelais, an Argus mit den hundert Augen, Schiwa mit seinen acht Armen, Zerberus mit den drei Köpfen oder an den sechsbeinigen Hund auf dem Agip-Reklameschild. Mit dieser Einschränkung aber sind bei dem Experiment gewagte, lustige und beängstigende Erfindungen ans Tageslicht gekommen. Der Henker lebt unter der Erde, weil er Angst hat vor den schrecklichen Tieren, die die anderen Kinder beschrieben haben, und er schläft fast rund um die Uhr, zweiundzwanzig Stunden am Tag. Er ernährt sich ausschließlich von Menschenfleisch und Obst und bringt es auf eine Geschwindigkeit von zweihundert Stundenkilometern. Das Weibchen

ist überaus fruchtbar: »Es wirft acht- bis neunmal im Monat, und zwar immer fünfzig oder sechzig Henkerjungen auf einmal«, und aus den erwähnten Sicherheitsgründen findet die Geburt ebenfalls unterirdisch statt. Auch der Lymphdinosaurier lebt im Keller, in einer Schachtel voll Papier und Stroh. Die Schreiberin macht keine näheren Angaben über seine Ausmaße, die ja nicht sehr groß sein können, aber das geschilderte Zusammentreffen mit dem Tier jagt einem einen leisen Angstschauer über den Rücken: das Mädchen ist öfter in den Keller hinuntergegangen, um Wein zu holen, und hat dabei seltsame Geräusche gehört, zu Hause aber, »wie üblich«, nichts davon erzählt. Sie ist also allein in der Finsternis und dem Schmutz des Kellers, dem Ort atavistischer Ängste, der modernen städtischen Version der Unterwelt, und da kommt das Tier hervor, und das Mädchen schreit laut auf, »weil es so häßlich war«. Der Schluß verrät unverstellte Angst: »Diesem Tier möchte ich nie wieder begegnen.« Der Riesenhals ist zusammengesetzt, wie die bisher genannten Tiere auch (»er hat den Kopf vom Schwertfisch... und ist schwer wie eine Bulldogge«), aber er unterscheidet sich von ihnen durch ein überraschendes Merkmal: »Die Waldarbeiter benützen ihn zum Holzsägen.« Obgleich das nicht ausdrücklich gesagt wird, muß er das Ergebnis einer technischen Kontamination sein; tatsächlich hat er »einen Hals aus sechs Teilen« (auf der schematischen, aber präzisen Zeichnung des Autors gut zu erkennen: es sind im wesentlichen sechs Wirbel), »und diese Teile gehen manchmal kaputt, und deshalb muß er viel Geld für den Mechaniker ausgeben, und er ist arm«. Dann ist da ein Tier mit unaussprechlichem, achtzehnsilbigem Namen, seine »Eigenart ist es, mit dem Schwanz zu fressen, so daß er mit dem Kopf aufpassen kann, daß ihn keiner überfällt«. Noch größere Rationalität strebt der Erfinder des Leptorontibus an, der in seiner Beschreibung mit ungewöhnlicher Sorgfalt um Wahrscheinlichkeit bemüht ist. Der Leptorontibus hat drei Augen, ist 1,80 m groß und hat »vor allen Angst«. Er hat keine Knochen »und hält sich durch ein kompliziertes Nervensystem aufrecht«. In diesem verrückten Zoo ist er vielleicht das einzige »ökonomische« Exemplar, dessen Autor es nicht ausschließlich darauf abgesehen hat, Staunen oder Grauen zu erregen; er hat »eine einzige Lunge und atmet durch ein Loch in Höhe des Magens«. Das aber ist ein ganz besonderer Magen: »Sobald das Tier aufgehört hat zu kauen, schlingt es das Fressen hinunter, es

muß aber dabei nicht durch eine Röhre, sondern fällt direkt in eine Art Sack, was der Magen ist.« Auch um das peinliche Problem der Ausscheidung hat der Autor sich Gedanken gemacht: »Um die Dinge auszuschleiden, die er nicht braucht, benützt er ein Loch, wovon er unter jedem seiner insgesamt zehn Füße eins hat.« Wer hätte sich nicht wenigstens einmal in seinem Leben in der Lage befunden, den Leptorontibus um seine Diskretion und seine Schamhaftigkeit zu beneiden? Der Mostrumgaricos fällt völlig aus der Reihe. Er verschlingt Bisons und Elefanten: er greift sie im Sturzflug an, indem er sich von den Bäumen auf sie herabstürzt und »seiner Beute die spitzen Zähne ins Hirn schlägt«; er kann auch unter Wasser atmen, wiegt 4000 Tonnen, sein Weibchen wirft sechzig Junge im Monat, seine Knochen sind härter als Stahl, und »wenn er von einem Berg herunterfällt, auch wenn der 5000 Meter hoch ist, tut er sich nichts«; er hat zwölf Herzen und sechzig Rippen und könnte als unüberwindlich und unsterblich gelten, wenn er nicht »vor einer einzigen Krankheit Angst haben müßte, der Glomatitis, an der er sterben muß«. In diesem letzten Detail lebt ein Archetyp weiter: jedes Übel hat ein Heilmittel, allerdings auch jede Unverwundbarkeit ihre Achillesferse. Eine weitere, wenn auch bloß kurze Beschreibung gilt einem Tier ohne Namen, das aber überaus intelligent und kräftig ist. »Wenn es sucht und sucht und nichts findet, dann ist es imstande, auch harmlose kleine Tiere zu zerreißen... Es hat ein wunderbares Fell, das die Frauen gern als Pelz tragen.« Sein Tod ist voll tragischer und feierlicher Würde: »Es kann eine bestimmte Anzahl von Jahren leben, und wenn der Tag kommt, an dem es sterben muß, beginnt es mit großer Lust zu fressen, um all die Mahlzeiten nicht zu vergessen, die es bei Lebzeiten eingenommen hat.« Cocò ist surreal, sanft und bescheiden (er hat nur drei Augen und ist nicht größer als zwanzig Zentimeter). Ich beneide den Autor um das Vergnügen, das es ihm bereitet haben muß, dieses Tier zu beschreiben. »Es frißt Steine, Äste, Blumen und Katzen«; es kommt aus China, aber es »wohnt in der Via Archimede Nr. 2« und spielt mit den Kindern aus der Nachbarschaft; andererseits »lebt es oft überall, weil es jeden Tag die Straße wechselt... Jetzt ist es vierzig Jahre alt und raucht alle fünf Minuten eine Pfeife.« Aber auch dieses Tier erwartet ein dramatischer Tod: tatsächlich lebt Cocò »hundert Jahre, und dann stirbt es im Laufen, das ist Tradition bei diesen eigenartigen Tieren«,

und an diesem Punkt kann ich nicht umhin, meinerseits Tennyson zu zitieren, den schon Borges, der große Schilderer merkwürdiger Todesarten, übersetzt und zitiert hat. Es ist die Rede vom Kraken, einem anderen Fabelwesen, einem gigantischen Tintenfisch von anderthalb Meilen Länge: »Unter dem Donner der Oberfläche... schläft der Kraken seinen uralten, traumlosen... Schlaf... Seit Jahrhunderten ruht er dort, und er wird weiter ruhen – sich im Schläfe von gigantischen Meerwürmern nährend –, bis das Feuer des Jüngsten Gerichts den Abgrund erwärmt. Dann wird er schnaubend heraufkommen, wird ein einziges Mal vor den Augen der Menschen und der Engel erscheinen, um an der Wasseroberfläche zu sterben.« Die Sammlung wäre unvollständig, wollte man nicht auch den Ziberkus erwähnen. Seine Beschreibung beginnt ziemlich konventionell: er hat die üblichen sechs Beine, die übrigens »dünn wie Grashalme« sind, die üblichen viereckigen Ohren, eines seiner Augen ist dreieckig und rot, das andere quadratisch und schwarz, aber dann kommt der Clou: »Er hat einen zwei Meter langen Schwanz, und er besteht aus Sahne.« An diesem Punkt hebt der Text ab und malt dieses Element bis zur letzten Konsequenz aus. Der Ziberkus wohnt »in einem kühlen Wald, denn in der Sonne würde er schmelzen... er ist schwach, und trifft ihn ein Pfeil, durchbohrt er ihn wie nichts; dann gibt es da eine Sage... eines Tages verließ eine Herde dieser Tiere den Wald, um die Menschen anzugreifen, aber als sie in die Sonne kamen, schmolzen sie allesamt sofort weg«. Seiner Kraft zur Komik durchaus bewußt, unterrichtet uns der Autor, daß sich der Ziberkus von Mäusen und Schokolade ernährt, und er schließt mit einem eleganten Degenstich: »Dieses Tier läuft sehr langsam.«